

Pixel der Vergangenheit

Madonna dekonstruiert sich selbst im Olympia-Stadion

Wer, wenn nicht sie. Um punkt zehn gibt die Queen of Pop die Bühne frei. Für ihn: Weiße Gamaschen, schwarzer Hut, Moonwalk – ein Jackson-Double. Die Akkorde des „Beat-it“-Intros elektrisieren das Olympia-Stadion, Michael auf allen Leinwänden, „Thriller“-Klänge, gesampelt. Reminiszenz an einen, der war, was sie immer noch ist.

Madonna-Superstar gastiert in München, der einzigen deutschen Station ihrer wiederaufgenommenen „Sticky and Sweet“-Tour. Legenden glotzen, lautet deshalb die Devise; man will sie sehen, in echt, Fleisch und Sehnen und eventuell ein Krähfußchen. Die Königin des Pop. Auf die Bühne wird sie geworfen, regelrecht ausgespuckt, unter künstlichem Donnerrollen, von einem sich teilenden Leinwand-Quader. Blitze in Pink und Kobaltblau schnellen durch die Ränge, „The beat goes on“, natürlich. Die schmale blonde Frau, einsechsfünfzig hoch, Muskelmasse in Schnürstiefelstiletos und Lederhöschen. Das ist sie, die Domina aus „Human nature“, Lied Nummer drei an diesem Abend. Begonnen hat sie, ein bisschen „Hard candy“ offerierend, aus dem mittlerweile elften Studioalbum der 51-Jährigen.

Vier oder fünf mal wird die Sängerin an diesem Abend das Outfit wechseln, wird in lila Boxershorts Seil hüpfen oder in schwarz-roter Dracularobe das Becken kreisen lassen. Erst ganz am Ende wird sie Turnschuhe tragen.

Zwei Stunden dauert ihr Work-out im Olympiastadion, alles daran ist generös bis großwahnstimmig: 90-Meter-Bühne mit Laufsteg, publikumsumwogt; mal fünf, mal sechs oder sieben Videoleinwände. Die scheinen ein Eigenleben zu führen, sie reproduzieren sich; teilen sich beständig, finden wieder zueinander. Zur Disco-Nummer von anno dazumal, „Into the groove“, hüpfen auf ihnen erst bunte Keith-Haring-Männchen dann

Leuchtfiguren à la Bruce Naumann. Am äußersten Ende ihres ureigenen Catwalks hängt eine 360-Grad-Leinwand wie ein überdimensionierter Lampenschirm, abwechselnd Käfig oder Glorienschein für die Diva. Deren Emblem, das „M“, glitzernd auf dreißig Metern Tuch gespannt, ragt rechts und links der Bühne in die Höhe. „M“ wie megaloman: 40 Tänzer, 3500 Kostüme, Givenchy statt Gaultier. Apropos Gaultier, auch sie ist da, die Madonna von damals, mit Schönheitsfleck über der Lippe und im berühmtesten aller Bustiers. Zu „She's not me“ dekonstruiert sie sich selbst. Sie zwingt sie nieder, ihre Tänzer – mal als Marilyn-Verschnitt oder als Punk aus dem Film „Susan verzweifelt gesucht“, als Evita oder hennatätowierte Esoterikerin. „M“ wie Metamorphosen. Die Post-Madonna steht vor Pixeln ihrer Vergangenheit, hinter ihr das Erotica-Luder auf LCD.

Immer ausgelassener wird die „Best-of“-Stimmung, dem Versuch zum Trotz, die Nostalgie in Avantgarde umzumünzen: Eine Endlosversion von „Holiday“, ihrem allerersten Hit, dröhnt, von Beats verzerrt, durch die Boxen – statt synthieselig wie einst 1983. Fünf Geigen spielen auf beim Jetztzeit-adaptierten „La isla bonita“; die Gipsy-Einlage zählt zu den alberneren Momenten des Abends.

„M“ wie Message. *Save the planet* heißt sie und ist dementsprechend bebildet: Ziegen in Rajasthan, Schriftzeichen in Hindi oder der Apokalyptiker Al Gore als flächendeckende Projektionen. Der Soundtrack dazu klingt mittlerweile, es ist schon spät, ein ganz klein bisschen heiser: „Miles away“. Um die Rettung der Welt geht es auch in „4 minutes“, allerdings viel eingängiger. Timbalands Bass skandiert rhythmisch aus dem Off, Madonna kopuliert mit der Videoleinwand, auf der Justin Timberlake singt. Viel besser als sie. JULIA AMALIA HEYER



Die Königin des Pop wie je als schwarze Sexgötin: Es heißt, sie hatte 150 Paar Netzstrümpfe im Gepäck für ihr einziges Deutschland-Konzert in München, bei dem sie auf ein Vierteljahrhundert Show-Karriere zurückblickte. Foto: ddp

Pixel der Vergangenheit

Madonna dekonstruiert sich selbst im Olympia-Stadion

Wer, wenn nicht sie. Um punkt zehn gibt die Queen of Pop die Bühne frei. Für ihn: Weiße Gamaschen, schwarzer Hut, Moonwalk – ein Jackson-Double. Die Akkorde des „Beat-it“-Intros elektrisieren das Olympia-Stadion, Michael auf allen Leinwänden, „Thriller“-Klänge, gesampelt. Reminiszenz an einen, der war, was sie immer noch ist.

Madonna-Superstar gastiert in München, der einzigen deutschen Station ihrer wiederaufgenommenen „Sticky and Sweet“-Tour. Legenden glotzen, laut deshalb die Devise; man will sie sehen, in echt, Fleisch und Sehnen und eventuell ein Krähenfüßchen. Die Königin des Pop. Auf die Bühne wird sie geworfen, regelrecht ausgespuckt, unter künstlichem Donnerrollen, von einem sich teilenden Leinwand-Quader. Blitze in Pink und Kobaltblau schnellen durch die Ränge, „The beat goes on“, natürlich. Die schmale blonde Frau, einsechsfünfzig hoch, Muskelmasse in Schnürstiefelstiletos und Lederhöschen. Das ist sie, die Domina aus „Human nature“, Lied Nummer drei an diesem Abend. Begonnen hat sie, ein bisschen „Hard candy“ offerierend, aus dem mittlerweile elften Studioalbum der 51-Jährigen.

Vier oder fünf mal wird die Sängerin an diesem Abend das Outfit wechseln, wird in lila Boxershorts Seil hüpfen oder in schwarz-roter Dracularobe das Becken kreisen lassen. Erst ganz am Ende wird sie Turnschuhe tragen.

Zwei Stunden dauert ihr Work-out im Olympiastadion, alles daran ist generös bis großwahnstimmig: 90-Meter-Bühne mit Laufsteg, publikumsumwogt; mal fünf, mal sechs oder sieben Videoleinwände. Die scheinen ein Eigenleben zu führen, sie reproduzieren sich; teilen sich beständig, finden wieder zueinander. Zur Disco-Nummer von anno dazumal, „Into the groove“, hüpfen auf ihnen erst bunte Keith-Haring-Männchen dann

Leuchtfiguren à la Bruce Naumann. Am äußersten Ende ihres ureigenen Catwalks hängt eine 360-Grad-Leinwand wie ein überdimensionierter Lampenschirm, abwechselnd Käfig oder Glorionschein für die Diva. Deren Emblem, das „M“, glitzernd auf dreißig Metern Tuch gespannt, ragt rechts und links der Bühne in die Höhe. „M“ wie megaloman: 40 Tänzer, 3500 Kostüme, Givenchy statt Gaultier. Apropos Gaultier, auch sie ist da, die Madonna von damals, mit Schönheitsfleck über der Lippe und im berühmtesten aller Bustiers. Zu „She’s not me“ dekonstruiert sie sich selbst. Sie zwingt sie nieder, ihre Tänzer – mal als Marilyn-Verschnitt oder als Punk aus dem Film „Susan verzweifelt gesucht“, als Evita oder hennatätowierte Esoterikerin. „M“ wie Metamorphosen. Die Post-Madonna steht vor Pixeln ihrer Vergangenheit, hinter ihr das Erotica-Luder auf LCD.

Immer ausgelassener wird die „Best-of“-Stimmung, dem Versuch zum Trotz, die Nostalgie in Avantgarde umzumünzen: Eine Endlosversion von „Holiday“, ihrem allerersten Hit, dröhnt, von Beats verzerrt, durch die Boxen – statt synthieselig wie einst 1983. Fünf Geigen spielen auf beim Jetztzeit-adaptierten „La isla bonita“; die Gipsy-Einlage zählt zu den alberneren Momenten des Abends.

„M“ wie Message. *Save the planet* heißt sie und ist dementsprechend bebildet: Ziegen in Rajastan, Schriftzeichen in Hindi oder der Apokalyptiker Al Gore als flächendeckende Projektionen. Der Soundtrack dazu klingt mittlerweile, es ist schon spät, ein ganz klein bisschen heiser: „Miles away“. Um die Rettung der Welt geht es auch in „4 minutes“, allerdings viel eingängiger. Timbalands Bass skandiert rhythmisch aus dem Off, Madonna kopuliert mit der Videoleinwand, auf der Justin Timberlake singt. Viel besser als sie. JULIA AMALIA HEYER





Die Königin des Pop wie je als schwarze Sexgöttin: Es heißt, sie hatte 150 Paar Netzstrümpfe im Gepäck für ihr einziges Deutschland-Konzert in München, bei dem sie auf ein Vierteljahrhundert Show-Karriere zurückblickte . Foto: ddp